



nehmen immer mehr die Aufmerksamkeit der Kommunalbehörden in Anspruch. In den großen Städten sind schon seit Monaten die Rückzahlungen bedeutend höher als die Einzahlungen. In Berlin z. B. überschritten die Rückzahlungen die Summe der Einzahlungen in jedem Monate des laufenden Jahres mit Ausnahme des Januar und zwar in einzelnen Monaten bis zu 47 Prozent der Einzahlungen. Im laufenden Jahre sind schon 8,83 Millionen Mark der städtischen Sparkasse mehr entnommen als eingezahlt worden. Diese starken Rückzahlungen sind hauptsächlich durch die gegenwärtige Lage des Geldmarktes veranlaßt. Die Inhaber von Sparkassenguthaben können bei dem heutigen Diskont ihre Gelder zu günstigeren Bedingungen ausleihen, als es der Fall ist, wenn sie das Geld auf der Sparkasse verzinsen lassen. Namentlich die größeren Beträge werden aus diesem Grunde von den Sparkassen abgehoben. Die Sparkassen werden durch diese Entwidlung veranlaßt, entweder den Zinssfuß für die Sparkasseneinlagen zu erhöhen, wie das vielfach schon, namentlich in Westdeutschland, geschehen ist, oder aber die ausstehenden Gelder zu künftigen und sie zu höherem Zinssuße anzulegen. Das letztere Mittel äußert sich vor allem auf dem Dovotheksenmarkte. Wenn daher in den letzten Wochen zahlreiche Kommunen die Kündigung der ausgeliehenen Gelder anzeigen und die Renanlage auf längere Zeit hinaus zu einem höheren Zinssuße als dem bisherigen in Aussicht stellen, so werden dadurch zweifellos weite Kreise des Mittelstandes um so stärker betroffen, als sie sich zu einem Zinssuße bequemen müßten, der schon bald nicht mehr durch die Lage des Geldmarktes gerechtfertigt sein dürfte.

• Das Hausburschen-Intermezzo am hiesigen Bahnhof. Im Interesse der allgemeinen Orientierung geben wir aus einer Zuschrift der Mainzer Eisenbahndirection folgendes wieder: In Nr. 220 Ihres geschätzten Blattes vom 20. Septembers. 98. ist eine Mitteilung enthalten, wonach einem Hausburschen, so lange er die Nähe seines Hotels trug, auf dem Bahnhofe in Wiesbaden der Zutritt zu den Bahnsteigen trotz gelöster Bahnsteigkarte nicht gestattet worden ist. Erst nachdem der Hotelier die Nähe des Hausburschen entfernt habe, hätte er den Bahnsteig betreten dürfen. Nach dem uns erstatteten Bericht ist die letzte Behauptung irrig. Was den Vorgang im übrigen anlangt, so ist es richtig, daß den Dienstmännern und Hotelbesprechern das Betreten der Bahnsteige nur dann gestattet ist, wenn sie Reisende an den Zug begleiten. Das Verbot, daß sie Reisende am Zuge nicht empfangen dürfen, beruht auf polizeilichen Erwägungen und gilt nicht nur in Wiesbaden, sondern allgemein. Eine Verringerung dieser Maßnahme ist im Interesse des ungehinderten Verkehrs auf den Bahnsteigen auch nicht angedacht. Für die Bedienung der ankommenden Reisenden auf den Bahnsteigen ist durch die Gepäckträger ausreichend gesorgt.

* Literarische Gesellschaft Wiesbaden. Die Vorträge im Winter 1907—08 werden Donnerstag, 10. Oktober durch Fräulein Dr. phil. Olga Stieglitz aus Berlin, eröffnen; die über „Nietzsche als Künstler“ sprechen wird. Fräulein Stieglitz ist soeben als Dozentin an die „Freie Hochschule“ zu Berlin berufen worden. Gepannt wird man sein zu hören, wie eine Dame dem vielgeschmähten, unglücklichen Philosophen, dem mißverstandenen Verfechter der „Herrenmoral“ dem vorgenannten Thema gerecht wird. Damen wie Herren dürfte der Vortrag äußerst interessant erscheinen. Ueber die bisherigen Vorträge des Fräulein Dr. Stieglitz ist nur eine Stimme der Anerkennung. Die „Stettiner Zeitung“ spricht von den überaus sinnigen und tief durchdachten Ausführungen, die in wunderbarer Sprache und gebieterischer Ausdrucksweise gegeben wurden. — Der Vortrag findet im neuingerichteten Kaiserjale, Dohmeierstraße 15, abends 8 Uhr statt. Für Mitglieder ist der Eintritt frei, für Nichtmitglieder sind Karten in der Buchhandlung von Zursch u. Hensel, Moritz u. Münzel, Roetershäuser, Römer und Stodt, in der Musikalienhandlung von Ernst Schellenberg, große Burgstraße sowie abends an der Kasse erhältlich.

* **Zuspruch gefallener Mädchen in Wiesbaden.** Wie aus dem Ausruf in dieser Nummer hervorgeht, soll zu den zahlreichen Anstalten für christliche Wohlfahrt in unserer Stadt eine neue hinzukommen: Das Johannessstift, eine Zufluchtsstätte für gefallene Mädchen. Wer die Verhältnisse kennt, muß gestehen, daß leider auch in Wiesbaden ein großes Bedürfnis für ein solches Haus vorhanden ist. Wir können deshalb den Unternehmern nur von Herzen dankbar sein und wünschen ihnen viel Glück, reiche Hilfe und Unterstützung von allen Seiten, kommen doch die Wohlfahrtseinrichtungen nicht nur dem Einzelnen, sondern auch der Gesamtheit zu gute. Das Johannessstift will die armen Mädchen, die noch auf besseren Weg geführt werden können, die großen Schwierigkeiten, in die sie ihr Fall gebracht hat, tragen helfen, ihnen Schutz und Pflege angedeihen lassen und durch Unterricht in allen häuslichen Arbeiten die Möglichkeit zu späterem ehrlichen Fortkommen bieten. Sollte dabei noch erreicht werden, daß die Mädchen sich an dem Beispiel der barmherzigen Schwestern aufrichten und das Glück eines reinen pflichttreuen Lebens schätzen und lieben lernen, dann wird die Anstalt nicht nur großes Gutes lindern, sondern auch ein guter Bundesgenosse werden im Kampfe gegen die am Markt des Volkes zehrende Unsitlichkeit. Dem Vernehmen nach sind die Verhandlungen und Vorkerbungen soweit gediehen, daß die Anstalt bereits Ende dieses Monats eröffnet werden kann.

c. Der Evangelische Kirchengesangs-Verein zu Diebrich unter-
stützt von dem Evangelischen Kirchengesangsverein Wie-
sbaden, veranstaltete am letzten Sonntagabend in der Fron-
Gedächtniskirche einen liturgischen Gottesdienst unter dem
Gedanken „Das Gottvertrauen“. Zur Aufführung gelangten
die vom diesjährigen Jahresfest in Langenscheidach aufgeführ-
ten folgenden Chöre: „Lobgesang“ v. Friedrich, „Was mein
Gott will, das gescheh' allzeit“ v. F. E. Bach, „In meiner Not
ruf ich zu dir“ von Helten, „Groß ist der Herr“ von Stancen-
schütz, „Ich halte treulich still und liebe meinen Gott“ von J.
E. Bach, „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst“ von
Diebrich und „Lobet den Herrn“ von Glaser. Die Leitung dieser
prachtvollen Chöre lag in Händen des Dirigenten Herrn Lehrer
Görzlin aus Diebrich. Gewaltig, machtvoll und erheben-
d brauchten die Klänge der Chöre durch das schöne Gotteshaus,
woselbst der Klang des Gesanges aufs herrlichste zum Ausdruck
kam. Es folgten abwechselnd Schriftlesungen und Gesänge der
Kirchengemeinde. Der erste Vorsitzende Herr Rarter Stuhl-
hielt eine Ansprache über den Psalm 33 „Der Herr ist mein

Sitte, mir wird nichts mangeln". Ein Gesang beifolgt die herrliche weihenvolle Feiert. Die vielen Besucher (die große Kirche war bis auf den allerletzten Platz besetzt), sprachen allgemein den sehnlichen Wunsch aus, daß der evangelische Kirchengesangsverein noch fernerhin und das recht oft der hiesigen Kirchengemeinde mit sehr wohlthuenden Abenden erfreuen möge.

* **Orgellongiert in der Marktkirche.** Vergangenen Mittwoch hatte sich das Marktkirchenorgellongiert wieder einer außerordentlich regen Anteilnahme seitens des Publikums zu erfreuen. Zrl. Marie Thelius hat in gewohnt trefflicher Weise die Matthäuspaffionsarie „Ich will dir mein Herz schenken“, eine bisher noch nicht gehörte grandiose Hymne von Eduard Behm und das Gebet von Hiller. Nicht minder wurde man durch das Geigenspiel von Zrl. Helen Albißer gefesselt. Das mit echt Bach'schem Geiste gespielte Ragio aus dem Violinlongiert in C-dur und eine Meditation eigener Komposition mit feiner Melodie und Harmonik trugen sehr zum gediegenen Gehalte des Programms bei. Die Ciacona für Orgel von Dietrich Buxtehude erregt nicht allein historisches Interesse, sondern erweist sich auch bei über 200jährigem Alter noch als vollkommen lebensfähig. Das glänzende Agitato der D-moll-Sonate von J. S. Bachberger schloß sich äußerst wirkungsvoll an die Behm'sche Hymne an. — Für das morgige Konzert ist wiederum ein einheitliches und wirksames Programm zusammengestellt. Von den Orgellongierten seien die melodischen Variationen von Merkel über das herrliche Beethoven'sche Variationenthema der C-dur-Sonate opus 109 besonders hervorgehoben. Die Konzertsängerin Zrl. Clara Wäcker von hier hat ihre Mitwirkung zugesagt. Die Sängerin trägt Arien von Händel, Mendelssohn und das ergreifende Lied: „Meine Seele ist stille zu Gott“ vor. Außerdem wird Herr Otto Neemann die Zuhörer durch Violinvorträge erfreuen und zwar durch einen Satz des D-moll-Konzertes von Beethoven und auf besonderen Wunsch durch die F-dur-Romance von Beethoven. Das Konzert findet, wie immer, um 6 Uhr in der Marktkirche bei freiem Eintritt statt.

* Die Fachschule für Bau- und Kunstgewerbe zu Wiesbaden beginnt mit dem Wintersemester am Montag, 14. Oktober, vormittags 8 Uhr. Die bauseitliche Abteilung der Fachschule (vier aussteigende Klassen in Halbjahreskursen) hat den Zweck, ihre Besucher so auszubilden, daß sie ihr Handwerk als Maurer, Zimmerer, Steinmetze pp. mit erweiterten allgemeinen und speziellen technischen Kenntnissen selbständig betreiben können, oder zur Ausübung des Berufes als Bauzeichner, Bauführer, Zeichner, Partierer u.s.w. befähigt sind. Der Lehrplan entspricht den neuesten Vorschriften für die staatlichen Bauseitigen Fachschulen. In der kunstgewerblichen Abteilung sollen Bildhauern, Zeichnern, Lithographen und anderen Kunstgewerbetreibenden neben den allgemeinen Fächern diejenigen Kenntnisse konstruktiver und künstlerischer Richtung vermittelt werden, die zur Ausführung größerer Verarbeiten und zum selbständigen Entwerfen befähigen. Das Belegen einzelner Unterrichtsfächer ist gestattet. Anmeldungen sind umgehend in der Gewerbeschule, Zimmer Nr. 11, zu bewirken. Das Schulgeld beträgt bei vollem Tagesunterricht halbjährlich 60 M.

* In der hiesigen Gewerbeschule beginnt in den nächsten Tagen ein Buchführungskursus für Gewerbetreibende, speciell auch für Frauen und Töchter von Handwerkern. Bei dem Werte einer geordneten Buchführung für gewerbliche Betriebe steht zahlreiche Beteiligung an erwarteten Anmeldungen und umgebend in der Gewerbeschule, Zimmer Nr. 11, zu bewirken. Das Schulgeld beträgt 6 M. bei sechsmonatiger Dauer des Kurses mit dreimaligem Unterrichte pro Woche abends von 8-10 Uhr.

Dunkel von Farbe
Stark
konzentriert.
Besitzt den Wohl-
geschmack
des Fleisches.
Überall erhältlich.

5191/0 Die ständige staatliche Kontrolle der Fabrikation bietet eine sichere Garantie für die Güte und Reinheit des Produktes.

Berlin. Bankdiskont 5 $\frac{1}{2}$ %, Lombardzinsfuß 6 $\frac{1}{2}$ %, Privatdiskont 4 $\frac{3}{4}$ %.

[illegible]



Nr. 236.

Mittwoch, den 9. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Rätin zerknitterte zornig den Brief und warf ihn auf den Tisch. „Sie werden einander wert sein,“ stieß sie ärgerlich hervor; „das wenigstens sieht man klar.“

„Und der alte Miller,“ fügte Arnold lächelnd hinzu, „wird, wie ich fürchte, den Titel „Gräfin“ für seine Tochter teuer bezahlen müssen.“

„Ach, das wäre das wenigste. Er hat's ja dazu.“

„Und ein Filou ist dieser Herr Graf noch nebenbei,“ fuhr der Amtsgerichtsrat fort. „Ich hörte in Baden-Baden, wo er sehr bekannt ist, weil er alle Jahre zu den Rennen kommt, so allerlei, das ein nicht besonders verklärendes Licht auf ihn wirft. So soll er im vergangenen Jahre noch zu den eifrigsten Bewunderern der Randolph gehört haben, die ihn erst fast stellte, als der verstorbene Baron Rothenfels sich ihr genähert, der ihr besser gefallen hat.“

„Ganz recht, ganz recht,“ rief die Rätin. „Ellen wird schon ihre Strafe dafür erhalten, einen Mann wie unseren Freund so schmählisch hintergangen zu haben.“

„Aber, ich bitte Dich, Liebe,“ warf der Rat ein, „roge dich deshalb nicht so auf. Im Grunde ist es ja ein Glück für Bruno Rothenfels, daß es so gekommen ist; denn bei seinen übertriebenen Ehrbegriffen hätte er sich vielleicht verpflichtet gefühlt, sein Wort einzulösen und eine unglückliche Ehe wäre die Folge gewesen.“

„Ja, ja,“ sagte die Rätin nun. „Eigentlich hast Du recht; aber ich kann mich nie der Empörung erwehren, wenn ich so niedrige Gesinnung und so niedrige Handlung von einer meines Geschlechts erfahre, einer Verwandten dazu.“

„Die Miller sind Dir Verwandte des Blutes, doch keine des Geistes, das mag Dich trösten.“

26. Kapitel.

Bruno lebte sehr still während des Winters; nur bei Arnolds war er häufig Gast, wo er am Teetisch der Rätin stets einen kleinen, intimen Kreis von angeregten und anregenden Personen fand, zu denen Justizrat Eberhard und zuweilen auch Pastor Lorenz, Gertrud Weses Verlobter, zählte. Editha hatte noch vor ihrer Abreise gemeinsam mit dem jungen Geistlichen allerhand Neueinrichtungen verabredet, um berentwillen dieser erst mit seinem Onkel, dem Verwalter des Vermögens der Baronin, wie mit dem Justizrat Eberhard, der vom Grafen Alten, als Vormund des Majoratserben, mit der Ordnung des freiherrlichen Nachlasses betraut war, zu verhandeln hatte. Es handelt sich um den Bau eines Krankenhauses, einen Gedanken, den Bruno angeregt hatte, als damals die Frau des trunksüchtigen Arbeiter Schulz allein auf die Hilfe und Pflege Gertrud Weses und anderer mitleidiger Dorfbewohner angewiesen war. Ein Krankenhaus und eine Diakonissin zur Pflege, das war wirklich ein Bedürfnis für die ausgedehnten Ortschaften, die Frauenstein und Schönwalde gehörten. Justizrat Eberhard aber schüttelte trotzdem den Kopf dazu.

„Es ist eine Torheit,“ erklärte er an einem Abend bei der Rätin, als außer dem Pastor und Bruno keine anderen Gäste

anwesend waren. „Wir sind ja unter uns, und da darf ich stehen, der verstorbene Baron Dietrich hat wahrhaft fürdhast mit seinem Vermögen gewirtschaftet. Hätte er noch länger gelebt, dann wären ihm die Schulden bald so über den Kopf gewachsen, daß er trotz Frauenstein nicht mehr aus noch ein gewußt hätte. Da müßte doch der Herr Pastor mit seinen Forderungen für philanthropische Zwecke zürücktreten! Wo soll denn das Geld dazu herkommen, Herr Lorenz? Mit Ihrem Onkel, meinem geehrten Kollegen, habe ich schon alle Tage über einem Stoß von Schriftstücken, rechne, daß ich im Geiste nur noch Zahlen um mich schwirren höre, und wir finden beide keinen Ausweg. Der Bau des Krankenhauses müßte verständigerweise aufgegeben werden, wenigstens so lange, bis man klar sehen kann.“

„Schelten Sie nicht mit mir, Herr Justizrat,“ gab der Pastor zurück. „Ich erfülle nur die Befehle der Frau Baronin.“

„Und Sie wissen, lieber Justizrat,“ fiel nun Bruno ein, „daß Sie ganz über meine Kasse verfügen können.“

„Unmöglich,“ entgegnete Eberhard. „Die Baronin lehnte jede Beihilfe ab; sie besteht darauf, alles aus ihren eigenen Mitteln zu bestreiten, selbst die Tilgung der Schulden des verstorbenen Majoratsherrn. Und das ist es eben, was mich ärgert: Sie, die fest entschlossen war, ihrem Gemahl, als er noch lebte, keinen fernerer Eingriff in ihr Vermögen um des Kindes willen mehr zu gestatten, gibt jetzt alles hin für den Toten. Seine Ehre retten! Das ist geradezu eine fixe Idee von ihr. Die Forderungen der Gläubiger sollen nicht einmal untersucht werden. Jeder elende Wucherer streicht höhnisch seinen durch Zins auf Zins verdoppelten und verdreifachten Schuldbetrag ein. Die Armen aber sollen auch nicht zu kurz kommen. Das Krankenhaus soll gebaut, alle Bedürftigen aufs großmütigste unterstützt werden. Da schlägt der Teufel drein! Aber so sind die Idealisten, und deshalb, Herr Baron, große ich auch Ihnen ein wenig. Sie haben die Baronin mit ihren Ideen angestreckt, das können Sie nicht leugnen. Ganz gewaltig schmilzt unter diesen Umständen das große Vermögen zusammen. Da hilft aber kein Einreden, nicht, nichts! Sie beharrt auf ihrem Willen. Wenn es nicht anders geht, schränke ich mich mehr ein,“ schrie sie mir erst heute. Das soll einen vernünftigen, denkenden Menschen nicht verbieten! Und sie ist die Frau dazu, ihre Absichten auszuführen, sich in Frauenstein zu vergraben, und die paar Jugendliebe, die ihr noch bleiben, ebenso weiter zu vertrauen wie bisher, nur um ihre einmal gefassten Ideen auch durchzuführen.“

„Sie nennen das Leben vertrauen,“ warf die Rätin ein. „was der Baronin vielleicht die Erfüllung des Lebens, das Leben selbst bedeutet. Wohltun ist ihre Freude. Lassen Sie ihr doch ihren Willen, liebster Freund, und regen Sie sich nicht auf über Dinge, die nur in Ihren Augen schlimm sind.“

„Nur in meinen Augen? Ist denn reich sein eine so gering zu achtende Sache? Ich meine doch nicht. Die Baronin aber wird kaum mehr eine reiche Frau zu nennen sein, wenn sie auf ihrem Eigensinn besteht.“

Bruno hatte schweigend vor sich hingeschaut. Aber als er jetzt aufsaß, lag ein freudiger Schimmer auf seinem Antlitz. „Was sie Eigensinn nennen, lieber Justizrat, möchte ich als Edelsinn rühmen,“ bemerkte er. „Und wenn Sie mir großen, daß ich meine Schwägerin in diesen edlen Entschlüssen bestärkt habe, so nehme ich das für das größte Lob, das mir gespendet werden kann.“

„Ah, bah! Ich verstehe,“ unterbrach ihn der Justizrat mit einer abweisenden Handbewegung. „Sie sind ein Idealist vom reinsten Wasser. Sollte Ihr Drama, von dessen nahe bevorstehender Aufführung man so viel spricht, ebenso idealistisch sein, so fürchte ich —“

„Sie Besimist,“ fiel die Rätin ihm ins Wort. „Hier ist nichts zu fürchten, um das Beste zu wünschen und zu hoffen.“

„Auch dann zu hoffen,“ fuhr der Justizrat unbeirrt fort, „wenn ich Ihnen das neueste mitteile, was man sich hier in allen literarischen Kreisen schon in die Ohren raunt, daß sich den literarischen Gegnern des Herrn Barons eine Macht zugesellt hat, die nicht zu unterschätzen ist?“

„Welche Macht?“ fragte nun Bruno, aufmerksam werdend.

„Die Macht einer vielbewunderten und begabten Frau und Künstlerin. Die Randolph hat es abgelehnt, die angebotene weibliche Hauptrolle in Ihrem Drama zu kreieren, und sich dagegen Ihrem Gegner, dessen Lebensbild, wie es der Herr nennt, ja schon für eine der nächsten Wochen aufs Repertoire gesetzt ist, zur Verfügung gestellt.“

Brunos Stirn verfinsterte sich. „Daß sie in einem Drama, das einen Nothelfer zum Verfasser hat, doch nicht auftreten mag, finde ich begreiflich,“ sagte er dann. „Ihr wird auch die weibliche Hauptrolle in dem Stück meines literarischen Gegners, wie Sie den Verfasser zu nennen belieben, besser liegen, obwohl ich von dieser Gegnerschaft nichts weiß, es sei denn, daß Sie von unseren sittlichen Grundanschauungen sprechen, die allerdings völlig entgegengesetzte sind.“

„Aber die Randolph ist eine geniale Kraft,“ rief der Justizrat, „die Sie nicht unterschätzen dürfen. Sie kann selbst einem minderwertigen Stück zum Erfolg verhelfen, was bei diesem Drama keineswegs der Fall sein soll.“

„Das Werk eines talentvollen Mannes ist es unbedingt,“ stimmte Bruno zu, „aber auch eines Mannes von modernster Anschauung, der mit seiner geistreichen Feder alles, was uns heilig und teuer ist, bespöttelt, zerseht, aufgelöst. In Ilka, der Gelbin des Dramas, die ihm auch den Namen gibt, schildert er ein Weib, das in seinem Drange, sich voll auszuleben, alle Schranken der Sitte durchbricht, das mit seinen perversen Instinkten, seinem dämonischen Reiz, seiner mystischen Anziehungskraft zum Verderben des Mannes wird.“

„Welch ein Gegensatz,“ fiel die Rätin lebhaft ein, „zu der Frauengestalt, die sie in Ihrer Gelbin geschaffen haben. Dieser treuen, warmherzigen Magda, deren Liebe wie ein lichter Stern das dunkle Leben des schwer geprüften Mannes durchleuchtet und selbst noch seinen Tod mit ihrem Glanz verklärt!“

„Das wäre alles recht gut,“ meinte der Justizrat; „aber solche Idealgestalten haben heute keine Geltung mehr. Dagegen nennt man eine Gestalt, wie jene Ilka, interessant. Sie müssen sich übrigens die besondere Ungnade der Dame zugezogen haben, Herr Baron; denn ein mir befreundeter Literat erzählte mir, er sei mit der Randolph in einer Gesellschaft zusammen gewesen, wo zufällig auf Sie und Ihr Drama die Rede gekommen sei. Da habe sie ganz unumwunden und mit sonderbar aufblühenden Augen erklärt, sie werde ihre ganze Kraft einsetzen, dem Dichter der Ilka gegen Sie zum Siege zu verhelfen.“

Bruno zuckte die Achseln. „Es komme, wie es kommen mag. Ich habe mein Bestes zu geben versucht. Eine Ablehnung, so tief sie mich auch trübe, würde mir nur ein Sporn sein, nach größerer Vollendung zu ringen.“

„Wir aber wünschen von Herzen,“ sprach die Rätin lebhaft, „daß sie trotz alledem den Sieg davontragen. Gilt das doch fabelhaft, wie der Sieg Ihrer Lebensanschauungen über die der Materialisten, die ich nicht leiden kann, weil sie einen wahren Kultus mit dem Häßlichen und Gemeinen treiben.“

„Das Leben ist nur zu oft häßlich und gemein,“ warf der Justizrat ein.

„Aber gibt es denn im Leben nur Häßliches und Gemeines?“ widersprach der Pastor. „Haben wir nicht auch Großes und Schönes zu bewundern? Ist es nicht eine Gottesgabe, die den Dichtern und Künstlern verliehen ist, ein anvertrautes Pfund, von dem sie einst Rechenschaft abzulegen haben? Nicht herabziehen sollen sie das lebende Geschlecht, nein, es emporheben, Begeisterung in die Seelen gießen, daß in ihnen das Streben erwache, dem Großen und Schönen, das ihnen Künstlerhand und Künstlergeist vorführt, nachzueifern!“

„Bravo!“ riefen nun die Gräfin und ihr Gatte wie aus einem Munde, während in Brunos Augen ein heller Strahl aufleuchtete und er in stillem Einverständnis des Pastors Hand drückte.

„Recht gesprochen, mein junger Freund,“ fuhr Arnold fort. „Ach, daß solche Anschauungen in unserer Zeit bei der Jugend so selten sind, ja, fast verloren gegangen zu sein scheinen. Es stünde besser um unsere Volksseele, wenn sie noch dieser Begeisterungszug durchglühte, von dem Sie eben sprachen.“

„Gibt mir doch mit Euren Klagen über das heutige Geschlecht,“ mischte sich der Justizrat nun kopfschüttelnd ein. „Es ist meiner Meinung nach jetzt nicht besser und schlechter als früher. So hochideale Künstlernaturen, wie die, von denen unser junger Pastor sprach, waren zu allen Zeiten nur selten, blieben gemeißelt nur unverstanden und einsam in ihrer Zeit, und erst die Nachwelt flocht ihnen Ruhmeskränze.“

„Was tut das,“ entgegnete Bruno. „Wenn sie nur ein Herz befehlen, das sie verstand.“

„Ja wenn!“ fiel der Justizrat ein, „doch jedem gelingt das nicht!“

„Jedem gelingt das nicht,“ klang es in Brunos Seele nach. Gehörte er nicht auch zu den Einsamen, die dieses Herz noch nicht gefunden hatten? Und würde er es finden?

Vor seinem geistigen Auge erhob sich Edithas holbe Gestalt in der ganzen schlichten, ernsten Anmut, dem seelischen Reiz, der über ihr ausgegossen lag. So oft umschwebte ihn jetzt in einsamen Stunden ihr Bild. Alle Bitterkeit, die Ellens schänderlicher Verrat anfangs in ihm erweckt hatte, war längst dem frohen Bewußtsein gewichen, daß er frei sei — frei! Er durfte jetzt nach einem Besitz ringen, der ihm vormals unerreichbar gewesen. Ein seliges Hoffen lebte in seiner Brust, das ihm Mut und Freudigkeit verlieh und alle düstere Wolken der Vergangenheit verschenkte. Neben Editha aber erhob sich jetzt das Bild einer anderen Frau, von deren Feindschaft man ihm heute warnend gesprochen hatte. Hatte Dietrich seinen Haß gegen ihn, den Eindringling in sein stolzes Geschlecht, der genialen Schauspielerin als Vermächtnis hinterlassen? Verfolgte er den Bruder noch nach dem Tode? Wie dem auch sei, er hätte diese Frau nicht als Darstellerin in seinem Drama sehen mögen. Die Erinnerung an das Leid, das sie über Dietrichs Gattin gebracht, hätte ihm in ihrer Wiedergabe die eigenen Gedanken entheiligt.

Nach Hause zurückgekehrt, fand er einen Brief von seinem Schwager, dem Grafen Alten vor. Er brachte ihm Kunde davon, daß es ihnen allen in San Remo, wo sie für einige Wochen Wohnung genommen, sehr gut gefallen: daß auch Editha in der Stille und Zurückgezogenheit ihres Lebens sich zu erholen und hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken beginne. „Das Glück der jungen Waise, die schon in ihren Gedanken sich an die Seite des von ihr geliebten Mannes träumt,“ schrieb er, „das sichtlich Aufblühen des kleinen Günther, der sich vom Tag zu Tag mehr entwickelt, die wunderbare Schönheit der südlichen Natur, und nicht zuletzt Alfias heitere Art, das alles ist nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Dennoch spricht sie schon immer von der Rückkunft nach Frauenstein, worüber meine Frau oftmals den Kopf schüttelt. Indes Editha sehnt sich nach der gewohnten Tätigkeit. Ihre Natur verlangt darnach, für andere zu wirken, andere zu beglücken, um so mehr, als sie selbst des Glücks entbehrt. So werden wir denn wohl allein nach Neapel und Capri gehen, da Editha auch um des Kindes willen das unruhige Umherreisen scheut, und den Frühling schon wieder in der Heimat zu verleben gedenkt.“

(Fortsetzung folgt.)



Denkspruch.

Schnell welkende Winden —
Die Spuren von meinen Kinderlüssen sucht ich
An eurem Zaun; doch konnt ich sie nicht finden.
Muskathyazinthen —
Ihr blühtet einst in Urgroßmutter's Garten;
Das war ein Plaz; weilsfern, weit, weit dahinten.
Dunkle Zypressen —
Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch alles vergessen.

Sturm.



Der König des Waldes.

Von Allan Wibe.

Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

Der König des Waldes war eine Kiefer, der höchste und schönste Baum im ganzen Umkreise. Sein Stamm war unten an der Wurzel so dick, daß Menschenarme ihn nicht umspannen konnten, seine Krone oben an der Spitze so dicht gewachsen, daß sie den Vögeln einen herrlichen Schlupfwinkel bot. Und schlank war der Stamm, gerade und gleichmäßig wie der bestgeformte Mast des stolzesten Segelschiffes — keine Krümmung, keine Unebenheit konnte man an ihm entdecken.

Den König des Waldes umstand eine Reihe dicht belaubter Tannen — sie bildeten, wie die Leute zu sagen pflegten, den Hof des Königs. Wohl absichtlich hatte man keine einzige Kiefer unter die Tannen gemischt. Denn die Hofleute sollten nicht von derselben Art wie der König sein! Die Tannen wuchsen ganz ungleichmäßig, große und kleine durcheinander — waren sie doch zu verschiedenen Zeiten geboren. Bei ihnen allen hatte der König selbst Gebatter gestanden. Er hatte sie emporwachsen sehen, und seine Krone hatte ihnen in ihrer ersten Jugend den willkommenen Schutz gegen Sturm und Unwetter geboten.

In der Gemeinde wußte man allerlei wunderbare Dinge von dem König des Waldes zu erzählen. In erster Linie waren wohl alle eingeborenen Gemeindeglieder mit ihren liebsten Erinnerungen an ihn geknüpft. Rings um den breiten Fuß seines Stammes lief eine hölzerne Bank, die den Namen „Liebesbank“ führte. Auf ihr — und an keiner anderen Stelle gestanden die jungen Burschen der Außerkorenen ihre Liebe. Das war seit vielen Generationen so Sitte gewesen, und das brachte Glück, sagte man. Deshalb war die Bank um den Stamm des Waldkönigs an den hellen Frühlings- und Frühsommerabenden von der Jugend immer förmlich belagert worden. Denn mit dem Frühling und Vorfrühling kommt ja bekanntlich die Zeit, in der die Gefühle, die während des Winters im innersten Herzen ruhen, mit Gewalt alle Fesseln sprengen und über die Lippen hinausbrausen — in Worten zum Ausdruck kommen, die oft den Sprechenden selbst in Erstaunen versetzen. Das ist ja die gefährliche, verräterische Frühlingsstimmung, die so leicht selbst den Vernünftigsten dazu verleitet, daß er seine Gefühle mit dem Verstand davonlaufen läßt.

Aber auch wenn der Winter seine Eisdecke um die Wurzel des Baumes schlug, und der weiße Schnee sich auf die Zweige legte, konnte es sich ereignen, daß der eine oder der andere seine langsamen, tief einsinkenden Schritte der Bank des Waldkönigs zuwandte. Erst kam er — jung und kräftig, mit der frischen Röte der Gesundheit auf den Wangen und einem zielbewußten, lächelnden Glanz in den Augen. Er trat so fest in den dickohligen Stiefeln auf und hinterließ in dem weißen Schnee tiefe, breite Spuren, die diejenige leiteten, die nach ihm kam. Er schritt schnell auf den Gemeindefürst zu und brach im Vorbeigehen einen biden, prächtigen Tannenzweig ab, mit dem er die Bank fürsorglich vom Schnee befreite — um für zwei Platz zu schaffen. Dann setzte er sich und wartete. Die Wartezeit wurde ihm aber nicht lang, wenn er es verstand, dem Säusen in den Zweigen des Waldkönigs zu lauschen und seinen Sinn zu deuten. Eigenartige Phantasien und Zukunftsträume ließen sich, wenn er wollte, in dies Säusen hineinlegen — Gelübde von dem Glück, das ihn jetzt erwartete. Denn dies Gelübde von Glück

ließ seinen Gesang unaufhörlich für alle Liebenden durch die Krone des Waldkönigs ertönen. Wenn dies Gelübde nun aber nicht in Erfüllung ging? Den Waldkönig trifft keine Schuld, wenn die Menschen die Sprache des Glücks nicht zu deuten verstehen.

Da — nach Schluß der Wartezeit erschien sie. Still kam sie zwischen den Tannen des Waldes gegangen, schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen folgte sie seiner Spur. Es war, als benutzte sie seine Fußspur als Wegweiser. Sie blickte nicht auf, weil sie dem Auge desjenigen nicht begegnen wollte, der da saß und wartete. So hatten sie einander gefunden, Geschlecht und Geschlecht, dort oben auf der Bank im Walde am Fuße des Waldkönigs. War es da so wunderbar, daß sie den Platz in Ehren hielten, daß sie auch noch da hinauf wallfahrten, als die Jahre ihr Haar versilbert und Runzeln in ihr Antlitz geschnitten hatten, und ihre in der Jugend so geraden Nacken durch die schwere Arbeit gebeugt waren? Wohin wallfahren die Alten wohl lieber als in den Tempel der Erinnerung? Der Gedanke aber, daß der König des Waldes einst gefällt werden könne, war keinem gekommen.

Eines Tages begannen aber Gerüchte in der Gemeinde umherzuschwirren. Es hieß, daß John Erikson, dem der Wald dort oben, wo der König wuchs, gehörte, seinen ganzen Besitz zum Abholzen verkauft habe. Anfanglich zuckte man ungläubig die Achseln. Man wußte in der Gegend noch nichts vom Abholzen. Nach und nach nahm das Gerücht aber festere Formen an. John Erikson selbst war verreist, so daß man ihn nicht fragen konnte. Eines Tages aber waren alle Zweifel gehoben. Es stand in der Zeitung. Am dem Abend versammelte man sich wie infolge stillschweigender Verabredung beim König des Waldes, Alte und Junge, um dort über John Erikson Gerücht zu halten.

Man sprach davon, wie sehr John Erikson sich verändert hatte. In seiner Jugend war er ein lebenswürdiger Junge, frisch und heiter gewesen. Er war damals noch nicht so reich. Mit dem wachsenden Reichtum — er hatte seinen Vater und Oheim beerbt — hatte die Veränderung begonnen. Er war ein geheimer Mann mit einem großen Einfluß in der Gemeinde geworden. Das Glück konnte John Erikson aber nicht vertragen. Sein Vater und Großvater hatten einem alten geachteten Bauerngeschlecht angehört. Sicher waren auch sie zielbewußte Leute, aber in ganz anderer Art. Sie waren Bauern und setzten ihre Ehre darin, Bauern zu sein. Aber John Erikson ließe sich lieber Gutsherr als Bauer nennen. Und damit verschwanden die alten, ehrwürdigen massiven Möbel, die viele Jahrzehnte das Heim seiner Kindheit geschmückt und ihm sein Gepräge gegeben hatten, und wurden von der städtischen, billigen Halsbelegung ersetzt. Da gab es sowohl ein Piano, ein Grammophon wie Spielkarten. Der klappernde Laut der Webstühle war in John Eriksons Heim indessen ganz verschwunden. Und seine Söhne besuchten die städtischen Schulen, die Töchter ließen sich „gnädiges Fräulein“ nennen und spielten und sangen lieber, als daß sie sich um die Wirtschaft kümmerten. War es denn da so wunderbar, daß seine Verhältnisse wieder bergab gingen?

Ja, es mußte sehr schlecht mit ihm stehen. Sonst hätte er den väterlichen Wald nicht verkauft. Aber trotzdem hätte er diesen Schritt nicht tun sollen. Das konnte ihm nie verziehen werden. Der Gedanke, daß der Wald und mit ihm der König des Waldes fallen sollte, war geradezu unfassbar!

Wer diesen Gedanken zuerst in Worte gekleidet hatte, wußte man kaum. Ausgesprochen war er aber. Mit einem Male richteten sich aller Blicke auf den König des Waldes, auf ihn, der fallen sollte. Dieser größte Kiefer, der von seiner Höhe unnahbar auf das Gesicht der Menschen herabschaute, die an seinen Fuß gekettet waren, — konnte er denn gar nichts machen, um sein Leben zu erhalten? Ach, nein, er war ja nur ein Baum. Wie konnte er sich wohl gegen den Stahl der Art oder die Eier einer Krämerjocle schützen?

Nach und nach verließen sich die Scharen, die sich dort oben versammelt und John Erikson verurteilt hatten, und jeder begab sich in sein Heim. Ach, mehr als verurteilen konnten sie nicht. Sie waren ja alle nur arme Schlucker, und die Käuferin des Waldes, die Altiengeellschaft, war sehr reich.

Die Fäuste ballten sie aber alle, das hürzten sie, und das taten sie auch, als sie an Erifsons Hof vorbeigingen.

Unter denen, die dort oben waren, befand sich auch ein ganz junges Mädchen: Stina Hagen. Sie war die letzte, die den Wald verließ, und ihre Augen standen voller Tränen, als sie sich umwandte und nach der Bank zurückschaute. Ach, sie liebte ja den König des Waldes über alles — und sie erwartete so viel von ihm. Hier wollten sie sich treffen, — sie und Nachbars Karl, wenn er vom Militär zurückkam.

Stina hatte einen großen Umweg durch den Wald nach Hause zurück gemacht, und unterwegs waren ihr immer wieder seine Abschiedsworte eingefallen: „Sag einmal, Stina, wenn ich im Herbst nach Hause komme, wollen wir uns dann nicht auf der Bank am Fuße des Königs des Waldes treffen?“ Diese Worte, die sie jetzt das eine Mal nach dem anderen wiederholte, war es möglich, daß er sie nicht ernst gemeint hatte? Sie konnte es nicht glauben, — er mußte es so gemeint haben, — er wußte doch sicher, was ein Zusammenreffen auf dieser Bank bedeutete! Sicher war es so, und gewiß waren alle diese Geschichten unwahr, die sie ihr in die Ohren geflüstert hatten, die häßlichen, mißgünstigen Menschen, die behaupteten, daß Karl außer ihr noch ein anderes Mädchen habe. Nein, sie logen, und er liebte sie ebenso sehr, wie sie ihn. Das würde sich schon herausstellen, wenn sie sich dort oben beim König des Waldes trafen. Und so lange würde ihre warme Sehnsucht sie für die Rede der schlechten Menschen entschädigen.

Was aber, — wenn sie sich dort oben nie treffen würden? Wenn die bösen Holzfäller den Riesen mit sich fortführten?

Das und vieles andere fiel Stina ein und machte ihren sonst so elastischen Gang zögernd und ihre klare Stirn düster. Wie, wenn der Waldbkönig und seine Bank dermaleinst bei Karls Heimkehr verschwunden wären? Sicher würden sie sich dann auch an einem anderen Orte treffen. Das hatte sie sich wohl tausendmal gesagt. Aber wenn sie es sich auch sagte, was konnte es nützen! Dasselbe war es doch nicht. Gerade an diesem Orte mußten sie sich treffen. Die Bank des Waldbkönigs brachte ja Glück. — Während des ganzen Sommers wallfahrte Stina Tag für Tag nach der Bank hinauf. Nach beendigter Tagesarbeit betrat sie bei Sonnenuntergang pünktlich wie eine Uhr den Wald. Und jedesmal, wenn sie alles im alten Zustande fand und sah, daß die Abholzungen noch nicht begonnen hatten, faltete sie die Hände zum Gebet und dankte dem Allmächtigen. Näher und näher rückte der Tag, der das Ziel ihrer Sehnsucht war, — vielleicht würde ihr Waldbkönig doch solange stehen.

Aber da, eines Tages im Spätsommer, als sie wieder heraufkam, begegnete ihr ein unheimlicher Anblick. Ringsumher, wohin sie den Blick wandte, waren die Bäume gezeichnet mit einem unheilverkündenden Merkmal, dem Todeszeichen. Ueberall leuchteten sie ihr entgegen, diese weißen, frischen Wunden in der Rinde, — das Zeichen der Holzfäller in den Stämmen, die zuerst dem Tode geweiht waren. Und am größten und tiefsten schien die Wunde im Stamme des Waldbkönigs!

Stina sank fast betäubt zu Boden, bedeckte das Antlitz mit den Händen und weinte. Also — das war die häßliche Antwort auf all ihr Hoffen. — Hart, unbarmherzig hart war sie!

Nach wenigen Minuten leuchtete die Hoffnung doch wieder auf. Solange man jung ist, hält es schwer, die Hoffnung aufzugeben. Vielleicht würde das Todesurteil verschoben, vielleicht ganz aufgehoben werden und ihr Glück sich doch noch unter dem zum Tode Verurteilten befestigen. Wenn der Baum nur noch so lange stehen bliebe!

Und so setzte Stina ihre Wanderungen fort. Jeden Tag mit größerer Angst, denn die Aerte hatten ihre Vernichtungsarbeit begonnen. In der Rinde hallten ihre Schläge wider und beschleunigten ihre Schritte, — sollten sie heute wohl so weit gelangen? War dieß der Fall, so würde ihr Glück für immer begraben sein.

Da war es am Tage vor Karls beabsichtigter Rückkehr. Als Stina auf ihrer gewöhnlichen Wanderung in den Wald kam, stand das Herz in der Brust ihr fast still. Ach, so war ihre Hoffnung für immer vorbei!

Kings um seinen König lag der ganze Hof gefällt, — fort waren sie alle, die ihn wie eine schützende Mauer umgeben hatten! Einsam stand er in seiner erhobenen Majestät da, das Todeszeichen leuchtete aber wie eine offene Wunde in seiner Rinde, und Stina sagte sich, daß morgen die Reihe an ihn kommen würde. Und das Wunderbare war, daß sie eine Zeitlang über den Gedanken an sein Geschick ihren eigenen Schmerz vergaß. Sie trat an ihn heran und strich leise über den Stamm:

„Armer, armer, zum Tode verurteilter König,“ murmelte sie, „morgen wird deine alte Königskrone dem Beil erliegen.“

Als sie recht genau zuhörte, verstand sie auch die Antwort des Waldbkönigs. Viele wunderbare Melodien hatte sie in seiner Krone rauschen gehört, nie eine so traurige wie heute. Er sang seinen eigenen Todesgesang, dachte sie.

In dieser Nacht konnte Stina keinen Schlaf finden. Nicht des Sturmes wegen, der draußen tobte und das ganze Haus erbeben machte. Nein, Stina hatte schon schlimmere Stürme als diesen erlebt. Die Gedanken waren es, die sie wach erhielten.

Morgen würde ihr Geschick sich ja entscheiden! Wie konnte sie da wohl schlafen! Und dazu kam der König des Waldes. Er war nun einmal so eng mit ihren Gedanken verknüpft, daß sie ihn nicht herausbrachte. Da fiel ihr schließlich das Mittel ein, das sie als Kind anzuwenden pflegte, wenn sie sich in Not befand. Sie wollte sich an den lieben Herrgott wenden. Er würde ihr schon helfen. Und sie faltete die Hände und bat, daß Gott den König des Waldes vor den Arztschlägen bewahren möge.

Sobald der Morgen tagte, war Stina auf den Beinen. Wie ein Sturmwind eilte sie durch den Wald. Sie mußte sehen, ob Gott ihr Gebet erhört hatte. Daß es zu früh war, daß die Holzfäller noch nicht zur Stelle waren, daran dachte sie nicht; sie mußte sehen. — Und sie sah. War hier ein Wunder geschehen? In der Mitte aller seiner gefällten Hofsleute lag der König des Waldes gekniet da und vergrub seine Krone im Sande. Doch war er nicht den Hieben der Art erlegen, — der nächtliche Sturm hatte ihn gebrochen.

Hätte Stina ihre Gedanken nur etwas beisammenhalten können, so würde sie sich selbst gesagt haben, daß dies so wunderbar nicht war. Hatte er doch den ihn gegen Wind und Wetter schützenden Hofstaat verloren. Wie er so allein auf seiner Höhe da stand, war er der Wucht des Sturmes nicht gewachsen. Er hatte ihn gekniet. Aber so weit kam sie gar nicht in ihren Gedanken. Denn neben dem gebrochenen Stamme des Waldbkönigs leuchteten ein Paar treuer Augen ihr entgegen, und — Karl zog sie lächelnd neben sich auf die Bank.

So wurden Karl und Stina das letzte Paar, das sich auf der Bank des Waldbkönigs traf! Und noch in der Todesstunde sang der gefallene Veteran ihnen seine schönsten Glückswesen vor.

In der Gemeinde freute man sich aber darüber, daß die Waldräuber den großen Gewinn nicht erhielten, den sie aus dem Verlaufe des Königs des Waldes als Schiffsmast erwartet hatten, und als John Erifson sich denen anschloß, die hinaufgingen, um sich den gefallenen König anzusehen, wandten die Dorfleute ihre Blicke nach der anderen Seite, um seinem Morgengruß aus dem Wege zu gehen. Keiner beachtete ihn.



Humor.

Sonderbar. „Sonderbar,“ seufzte ein Zeitungs-Dakteur, nachdem er mehrere vom Zugwind heruntergewehrte Blätter aufgelesen hatte, „daß so viele Menschen in den angesehensten Stellungen und mit den besten Manieren nicht lesen können!“ — „Wie meinen Sie das?“ fragte sein Kollege. — „Ist es Ihnen noch nie aufgefallen,“ war die Gegenfrage, „wie viele Menschen, die sonst einen ganz intelligenten Eindruck machen, nicht imstande sind, die rätselhafte Druckschrift zu ergründen: „Bitte die Tür schließen!“

